

entriegelt, jemand reißt die Luke auf und staubiger Wüstenwind weht ihm entgegen. Er schnappt nach Luft, die Sonne knallt vom Himmel, die Hitze ist unerträglich. Irgendwo in der Ferne jubeln Menschen. Sie schieben ihn vorwärts, behutsam beinahe, kurz darauf legt sich ein eiserner Griff um seinen Oberarm. Grelles Licht, kurz nur, geblendet schließt er die Augen.

Schlagartig herrscht Stille. Er kann den schweren Atem der Männer hören, die hinter ihm stehen, ihren Schweiß riechen, spürt ihre Anspannung, die Euphorie.

»*Allahu akbar!*«, ruft jemand direkt neben ihm, der Stimme nach ein älterer Mann. Der *qadi* vermutlich, der Richter.

Arabisch klingt in seinen Ohren längst nicht mehr abgehackt und aggressiv. Mittlerweile kann er die Zwischentöne heraushören, den

warmen Klang, die Sinnlichkeit der Sprache. Zwar hat er ein paar Begriffe gelernt, seine Kenntnisse reichen jedoch bei Weitem nicht aus, um zu verstehen, was der *qadi* sagt. Dem eindringlichen Tonfall nach zitiert er Suren aus dem Koran oder vielleicht Hadithe, mündlich überlieferte Aussagen und Handlungen des Propheten Mohammed.

Den Koran hat er auch nicht gelesen, jetzt wünschte er, er hätte sich die Zeit genommen. Vielleicht fände sich dort Trost, Worte, die ihm die Angst nähmen vor dem, was unweigerlich folgen wird.

Aber da ist so viel anderes gewesen. Wichtigeres. Die Flucht von zu Hause und die abenteuerliche Reise nach Syrien, die Ausbildung, die ersten Einsätze an der Front. Die Gebete, die Gemeinschaft, all die neuen Freunde, seine Bestimmung schließlich.

Gotteskrieger. Wie großartig das geklungen hat, damals. Teil eines Ganzen zu werden, eine Aufgabe zu haben, akzeptiert zu sein. Die Macht zu haben über Leben und Tod.

»*Allahu akbar!*« Der Ruf lässt ihn zusammenzucken, der Richter hat seine Rede beendet.

»Laut den Gesetzen der Scharia wirst du beschuldigt, das Verbrechen von Lots Volk begangen zu haben«, übersetzt der *qadi* auf Englisch. »*Liwat*. Der Tod wird dich von deinen Sünden reinwaschen.«

»*Allahu akbar!*« Die Menge applaudiert frenetisch, Pfiffe und anspornendes Gejohle sind zu hören. Ein Volksfest.

Was er längst weiß und ihm jetzt trotzdem einen eisigen Schauer über den Rücken jagt: Nicht in der Ferne jubeln sie. Sondern in der Tiefe.

Er ringt nach Luft, doch es ist, als hätte seine Atmung ausgesetzt. Das Gefühl zu ersticken, er schwankt. Der Griff um seinen Oberarm verstärkt sich, Hände schieben ihn unerbittlich vorwärts. Unter seinen Zehen spürt er die Kante. Ruckartig reißen sie seine Arme hoch und sekundenlang steht er da wie ein Gekreuzigter ohne Kreuz. Die Menge tobt.

Der sengende Wind fährt unter den Stoff, der Sack bläht sich und gewährt ihm einen kurzen Blick auf den Platz zwölf Stockwerke unter ihm, den staubbedeckten Asphalt, die spielzeuggroßen Autos, die am Straßenrand geparkt sind. Die erwartungsvoll heraufschauenden Gesichter. Männer, Jugendliche, Kinder. Keine Frauen. Sie haben Steine zu einem knöchelhohen Damm aufgehäuft, manche haben sich bereits damit bewaffnet.

»*Allahu akbar!*«, ruft der *qadi* und ein begeisterter Aufschrei geht durch das Publikum.

»*Allahu akbar! Allahu akbar!*«, skandieren sie und klatschen dazu rhythmisch in die Hände.

Alles in ihm kommt zum Stillstand. Sie haben ihm ein Leben gegeben, das sie ihm nun wieder nehmen, haben ihn benutzt und verraten. Tief in seinem Herzen hat er immer geahnt, dass es nicht gut enden wird, aber das hat er ausgeblendet. So verlockend, so aufregend war das, was sie ihm dafür angeboten haben, dass er alles hinter sich gelassen hat, was er je gewesen ist. Gierig hat er mit beiden Händen zugegriffen, ist eingetaucht in diesen zerstörerischen Sog, hat sich vom Rausch mitreißen lassen, ohne nur eine Sekunde lang innezuhalten, ohne sich Gedanken zu machen.